Historisches von der Briefmarke.

In den schwerfälligen Zeiten unserer Urgroßväter war es ein kostspieliges Ding, Briefe zu wechseln, und der Handel und Wandel litt darunter. Im Herbst des Jahres 1663 erteilte König Ludwig XIV. seinem Staatsrat und Armendirektor Velayer das Privileg, zu Paris eine Art von Stadtpost ins Leben zu rufen. Dieses Institut verkaufte an seinen Schaltern um einen Sou sogenannte „billets de port payé", die den Briefen eine freie Beförderung sicherten. Was für ein Aussehen diese ersten Postwertzeichen gehabt haben, wissen wir heute nicht mehr, denn es heißt von ihnen: „Sie sind um den Brief herum zu wickeln, auf daß der Beamte sie leicht bemerken und entfernen könne." Die Privatpost des Herrn von Velayer ging bald ein, und die ersten Postwertzeichen hatten daher nur kurzen Bestand. Erst zwei Jahrhunderte später taucht in England wieder jener fruchtbare Gedanke auf, durch Verkauf von Portozeichen den Verkehr zu erleichtern, und er hat sich seitdem die ganze Welt erobert.

Der englische Buchhändler Galmers erfand Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts gummierte aufklebbare Briefmarken, aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe er die Fachmänner von dem Wert seiner Erfindung zu überzeugen vermochte. Rowland Hill, ein hervorragender Publizist, arbeitete unterdessen an einem Gedanken, der Hand in Hand mit der Erfindung Galmers die Einichtung der Post mit ihren Grundlagen ändern mußte. Er dachte an ein billiges einheitliches Porto und schlug auch vor, die Postgebühr im voraus zu entrichten. — Jahrelang kämpfte Hill, der vorher außer jeder Verbindung mit der Post und ihrem Betriebe gestanden hatte, zäh und begeistert für seine Idee und er führte sie zum Siege. Im August 1839 nahm das Haus der Gemeinen die Vorschläge Hills und Galmers an, und bald darauf erschienen im Handel auch die gestempelten Briefbogen und die aufklebbaren Freimarken.

Nur zögernd ahmten die anderen Staaten das Beispiel Großbritanniens nach. Zu allererst trat Brasilien in die Schranken, dann folgten Finnland und die Stadtpost Petersburg. Österreich brauchte zehn Jahre, um sich zu seiner Postreform zu entschließen und mit ihm führten Preußen, Sachsen, Württemberg und die deutschen Kleinstaaten Freimarken ein, nachdem Bayern mit gutem Beispiel vorangegangen war. Heute haben wohl alle Länder der zivilisierten Welt, ja selbst die exotischsten Fabelreiche Hinterindiens ihre eigenen Briefmarken.

Von einem wahrhaft verwirrenden Reichtum ist das Aussehen der Briefmarke. Kaum eines der Blättchen gleicht in seiner äußeren Erscheinung, in Form, Farbe, in Druck und Darstellung dem andern. Schon das Papier weist mannigfache Unterschiede auf; bald ist es glatt, bald rauh; es ist dünn und seiden oder dick und filzig, gewellt oder gerippt, mit bunten Seidenfäden durchzogen oder mit einem Wasserzeichen versehen. Man druckt die Briefmarken schwarz auf farbigem Papier oder bunt auf weißem, man schneidet sie in Holz, zeichnet sie auf Stein, sticht sie in Kupfer oder Stahl und verwendet den Buchdruck oder die Zinkographie zu ihrer Herstellung.

Das Darstellungsgebiet der Briefmarke ist fast noch reicher und manigfaltiger als die Verschwendung von Farben und Formen. In bunter Reihe wechseln Porträts der Landesfürsten mit Wappen; Posthörner und Fahnen gruppieren sich um Ziffern oder Schriftzeichen; territoriale Eigenheiten, kulturelle Errungenschaften werden versinnbildlicht oder geschichtliche Ereignisse abgebildet. Die Vereinigten Staaten bringen die Bildnisse ihrer berühmten Bürger auf den Freimarken an, Ägypten schmückt seine Postwertzeichen mit Pyramide und Sphinx, Panama mit einer Landkarte Mittelamerikas usw.

Die Forschung nach Art und Wesen der Briefmarke, das Studium ihres Ursprungs und ihrer Verbreitung hat zur Philatelie (Briefmarkenkunde) geführt. Seit vielen Jahren schon werden Briefmarken gesammelt, sortiert, eingeschätzt und auf Echtheit und Wert geprüft. Berge von Zeitschriften, Büchern, Katalogen und Sammelwerken stehen den Markenfreunden zu Gebote, und Hunderte von Vereinen pflegen die Philatelie. Fast jede Stadt hat ihre Briefmarkenhandlung, Ausstellungen werden veranstaltet und Markenbörsen finden statt. Da kommt es dann vor, daß verwirrend hohe Preise für irgend eine Seltenheit gezahlt werden. Kein Wunder, daß Fälscher eifrig an der Arbeit sind und harmlose Briefmarkensammler oft bluten müssen.

Kinderpflege und Erziehung.

Die Schönheiten der Natur. Wir sollten dem Kind nicht nur jene Schönheiten der Natur nahebringen, die durch das Auge eingehen, sondern es sollte auch auf ihre tausendfältige Schönheit „hören" lernen. Wir gehen durchs Feld und hören das Zirpen der Grillen. Es ist wie eine leise begleitende Melodie für das Lied, das die Bäume rauschen, die am Feldrand oder auf der Wiese stehen. Wir kommen zu einer blühenden Linde, die auf einem Kreuzweg steht, und hören ein hunderttimmiges Summen, es klingt bald laut, bald leise, wie leises Wohlbehagen. Die Linde ist lebendig von unzähligen Gästen, die ihre Blüten besuchen. Unweit der Linde murmelt ein Bach. Wie schön klingt seine Weise in unser Ohr, wenn wir im Grase liegend ihr zuhören. Sie schwillt an, wird bald laut, bald leise, ein wundervoller Rhythmus liegt in dem leisesten Geräusch. Wir hören das knarrende Geräusch einer aufsteigenden Rebhuhnkette, wir hören, wie der Wind anders in einem Föhrenwald rauscht als in einem Buchenwald. Wir hören das Rauschen des Meeres und das eines Wehres einer Mühle im Tal. Die Vögel singen — ein Hund bellt von ferne — ein Schuß fällt — eine Wetterfahne kreischt. Alle diese Töne — den Peitschenknall des Fuhrmannes nicht zu vergessen — das Lied der Schnitter, der antreibende Ruf des Ackermannes — ein Rabenschrei — der grollende Donner — das alles belebt das schöne Bild der Natur. Und diese Sprache, ob laut oder leise, jubelnd oder klagend, vervollständigt die Schönheit ringsum. Diese Töne sind wahrscheinlich das Urvorbild für allen menschlichen Gesang, für alle Musik, und deshalb nicht allein, sondern auch weil sie einen hohen Genuß an sich bieten dem, der ihnen zu lauschen versteht, sollen wir unsere Kinder auf sie hinweisen. Die Sache hat auch eine praktische Seite, denn alle diese Laute hängen vom Wetter ab, sie klingen anders, wenn ein Gewitter im Anzug ist, und anders, wenn Regen die Luft erfrischt hat, und wieder anders, wenn unerträgliche Hitze über der Landschaft brütet. Die Vögel singen müder oder beseelter, die Menschen nicht minder. Es ist ein enger Zusammenhalt durch Schmerz und Lustgefühl bei allem Geschaffenen. Ein Kind, das von der Jugend auf weiß, daß es mitten in der sichtbaren und hörbaren Schöpfung steht und nicht außerhalb oder über ihr, wird den Sinn und Wert des Lebens besser fassen als eins, das taub durch all das Singen, Klingen, Rauschen und Brausen geht.

Sprüche der Weisheit.

Der Tag hat seine Arbeit, sei stark und bleibe wach;
Das Schwerste tu am ersten, leicht folgt das andre nach.
Hab Nachsicht viel mit andern, mit dir hab' nie Geduld,
Die ungetane Sache ist unbezahlte Schuld.

*

Kein Wunder gibt es und keine Allmacht, um Geschehenes ungeschehen zu machen. **Mörike.**

*

O sag' nicht: fremdes Leid. Ein Leid ist fremd dir nie,
Die Trän' im Bruderaug', du selbst vergießest sie.
Es schlägt ein einzig Herz in diesem großen All,
In deiner eignen Brust ertönt sein Widerhall.
Der andre bist du selbst; und ist ihm weh geschehn,
Und sinkt verletzt er hin — du bleibst nicht aufrecht stehn.

*

Liebe verbricht nichts, sondern nur der Haß, und Liebe vergibt nicht, sondern nur die Gerechtigkeit, und Liebe ist da, weil sie da ist, und beglückt so Geber wie Empfänger.

Stifter.

Laßt uns lachen.

Katheederblüte. Sie haben nicht Ihrem Dickkopf zu folgen, sondern meinem.

Überflüssige Weisung. „Wenn ich um zehn Uhr nicht zu Haus bin, lieber Schatz, so brauchst du nicht mehr auf mich zu warten . . ." — „Werde ich auch nicht; denn wenn du um neun Uhr noch nicht da bist, hole ich dich!"

Der Praktische. „Da hast du deinen Ring wieder. Ich liebe einen anderen." — „Wer ist es? Wo wohnt er?" — „Elender, du willst ihn töten . . ." — „Nee, aber ich will ihm den Ring verkaufen."

Nichts Ernstes. „Woran starb Ihre Tante eigentlich?" — „Ich weiß es nicht, aber der Arzt meinte, es wäre nichts Ernstes."

Es klappt nicht. „Waren Sie gestern im Theater, Herr Doktor?" — „Ja, entsetzliche Vorstellung. Es hat nichts geklappt als die Sperrsitze."

Gedankenblitz. Geben ist seliger als nehmen, — besonders, wenn es sich um schlechte Zigarren handelt.

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 31. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Döring ging an den Arbeitstisch, machte sich da zu schaffen und sagte in gleichgültigem Tone:

„Es ist eigentlich schade, daß Sie mich so zwingen, über Hals und Kopf abzufahren. Ich trage mich schon seit einiger Zeit mit einer Idee, die mindestens so gut ist wie unsere Wasserstoffwürfel. Und durch Ihre Eile werde ich vorläufig nicht zum Experiment kommen."

Hofer hörte zu, aber er antwortete nicht.

Tiefe Stille herrschte im Raume. Nur das dumpfe, sausende Geräusch, das von der Bewegung der Dynamomaschine aus dem Keller heraufdrang, war als dauernder Ton zu vernehmen.

Da sagte Döring, plötzlich aufhorchend:

„Kommt denn da jemand? Es sind Schritte im Hof. Doch nicht meine geliebten Diamantenherren . . .?"

Einige Sekunden darauf klopfte es an die Tür, und gleich danach trat ein Herr ein, ein breitschultriger Mann mit dunklem Schnurrbärtchen, dunklem Haar und einem freundlichen Lächeln auf dem gebräunten Gesicht.

„Kann ich Herrn Döring sprechen?" fragte er, den Blick auf Döring gerichtet.

„Ich bin es", sagte dieser.

„Ich möchte nur einige Worte unter vier Augen . . ."

Döring blickte ihn scharf und prüfend an.

„Bitte, genieren Sie sich nicht", sagte er lässig, „der Herr da ist ein Freund, er kann alles hören . . . Bleiben Sie nur, bitte, ganz ruhig hier, Hofer . . . Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Ich bin Kriminalkommissar", sagte der andere halblaut. „Ich habe nur eine Frage an Sie zu richten. Wo befanden Sie sich in den Tagen vom 12. bis 15. September?"

Hofer fuhr erschreckt zusammen.

„In Berlin, Herr Kommissar", antwortete Döring laut lachend.

„Sollte das nicht ein Irrtum sein?" sagte der Kommissar. „Man will Sie bestimmt in Paris gesehen haben."

„Nein, ich war in Berlin", behauptete Döring.

„Und dennoch heißt es — in Paris", entgegnete der Kommissar.

„Dann müssen Sie mir das erst beweisen!" sagte Döring, noch immer lachend, wie ein Mensch, dem ein solches Gespräch großen Spaß macht.

„Kaum", meinte der andere, „es wird wohl an Ihnen sein, nachzuweisen zu müssen, daß Sie in Berlin waren."

„Muß das sofort geschehen?" fragte Döring, noch immer in heiterem Tone.

„Wenn Sie es können — ja; das wäre auch das beste", erwiderte der Kommissar, „sonst müßte ich Sie bitten, sich mit mir auf das Präsidium zu bemühen."

„Haben Sie eine Droschke draußen?" fragte Döring so lustig, als wenn ihm die Sache immer größeres Vergnügen bereiten würde.

„Sie steht vor dem Tor," lautete die Antwort.

„Na gut", sagte Döring, „warten Sie nur einen Moment — ich will erst die laufende Maschine abstellen. Hofer", wandte er sich zu diesem, „leben Sie wohl einstweilen . . . Grüßen Sie mir Wanda —" Er streckte ihm die Hand entgegen, die Hofer ganz betäubt, herzlich drückte.

Als wenn er wirklich nur noch den kurzen Griff am Schalthebel machen wollte, schritt Döring mit ruhigem Gesicht zu seinem elektrischen Ofen. Aber er hatte nicht ausgeschaltet, sondern hob die Decke des Ofens ab. Dann drehte er einen Hebel. Eine weißleuchtente Flamme schlug knatternd auf, und in furchtbarem Erschrecken stieß Hofer einen grellen Schrei aus.

Er stürzte zum Ofen hin, um Döring noch in der allerletzten Sekunde zurückzureißen, aber die starke Hand des Kommissars erfaßte ihn in demselben Moment und hielt ihn fest.

„Rühren Sie ihn nicht an, wenn Sie nicht vom Strom getroffen und sofort tot sein wollen!" schrie er ihm zu.

Hofer taumelte zurück. Doch sofort war er wieder gefaßt, und mit der Geistesgegenwart, die ihm die Not des Momentes eingab, sprang er zur Wand, an der sich die Schaltvorrichtungen für die Maschine befanden, und stellte mit einem Ruck die Dynamomaschine ab.

Nun lief er auf Döring zu. Dieser stand starr und reglos, in jeder der verbrannten Hände eine Kohlenspitze — die Enden der elektrischen Leitung — tot . . . erschlagen von der gewaltigen Spannung des elektrischen Stromes . . . mit einem sonderbaren Zug im Gesicht, der einem spöttischen Lächeln gleichsah.

Die beiden Männer lösten ihn nun vorsichtig von der Leitung los und lagerten ihn sanft auf den Fußboden.

Vergebens war die Mühe, ihn ins Leben zurückzurufen.

Mit brennender Trauer im Herzen, drückte Hofer dem Toten die Augen zu, die mit ihrem dunklen Glanz noch jetzt so schön waren und noch im Tode warm leuchteten . . . .

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachricht, daß der hochbegabte Chemiker Karl Döring unter so merkwürdigen Umständen verunglückt war, erregte in einigen Kreisen ein gewisses Aufsehen. Man konnte es nicht begreifen, wie es möglich ward, daß ein Mann, der mit den gefährlichsten elektrischen Maschinen so sicher umzugehen verstand, dermaßen alle Vorsicht vergessen konnte, daß er vom elektrischen Strom getroffen wurde.

Manche Leute freilich sahen den Fall anders an und glaubten, die tieferen Ursachen zu kennen. Aber sie hüllten sich in tiefes Schweigen — die große Zahl der Bekannten des Verstorbenen erfuhr nichts davon.

Auch der schönen Frau Wanda Marhold blieben die Ursachen unbekannt. Der Tod des Mannes, den sie ebenso leidenschaftlich geliebt hatte, wie sie von ihm geliebt worden war, bedeutete für ihr Leben eine schwere Katastrophe. Es war, als wäre die Kraft ihrer Jugend gebrochen, und alles Fühlen in ihr zerstört worden. Innerhalb weniger Wochen erschien sie um Jahre gealtert. Gleichgültig nahm sie davon Kenntnis, daß Karl Döring, dieser lebenslustige, junge, vollkräftige Mann, ein Testa-

ment hinterlassen, in dem er sie zur Erbin seines Anteiles an seiner Erfindung eingesetzt hatte, unter der Bedingung, daß Erich Hofer auch weiterhin Gesellschafter bleiben müsse. Frau Marhold hätte leichten Herzens auf alle Einnahmen und Gewinne verzichtet, wenn der geliebte Mann an ihrer Seite geblieben wäre.

Der große Diamantendiebstahl aber, der in Paris begangen worden war, blieb für alle Zeiten unaufgeklärt. Die Polizei, konnte weder die Diamanten auffinden, noch auch den Urheber mit völliger Sicherheit feststellen, obgleich sie alle Indizien in der Hand hatte, die immer wieder nur zu Karl Döring hinführten. Aber Döring war tot, und die Diamanten schienen aus der Welt verschwunden zu sein.

Aber dafür erhielt die Polizei völlige Aufklärung über den Diebstahl in Frankfurt am Main. Es war geradezu erstaunlich, wie sorgfältig Döring alles für den plötzlichen Tod vorbereitet hatte. Er hatte wirklich immer auf dem jähen Sprung zwischen Sein und Nichtsein gelebt, immer mit einem raschen Ende vor Augen. Und so hatte er auch außer dem Testament ein kurzes Schriftstück hinterlassen, in dem er die Tat in Frankfurt kurz schilderte — nur zu dem Zweck, um Erich Hofer von allem Druck zu entlasten — und die Bitte an die Polizei richtete, in Anbetracht der allerschwersten Sühne, deren er sich freiwillig unterworfen hatte, seinen Namen nicht öffentlich preiszugeben.

Wirklich war bald nach dem Tode Dörings in den Zeitungen die Nachricht zu lesen, daß die Diebstahlsangelegenheit in Frankfurt, die seinerzeit so viel Aufsehen erregt habe, nunmehr völlig aufgeklärt sei, daß man aber den Schleier des Schweigens darüber breite, weil der Urheber deswegen freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Auch sei der Hofjuwelier Junghaus für seinen Verlust vollauf entschädigt worden. — — — — — — —

Etwa drei Monate nach dem tragischen Ereignis fand die Trauung Erich Hofers mit seiner geliebten, klugen und mutigen Else statt. Der Geheime Rechnungsrat Ewald Zimmermann hatte aus vollem Herzen seinen Segen zu dieser Verbindung gegeben, und die Frau Geheimrat empfand darüber so große Freude, daß sie sich förmlich verjüngte und innerhalb weniger Tage eine frohlaunige, frischgesunde Frau wurde.

Nur durch einen unbedeutenden Umstand fühlte sich der Geheimrat bei der Trauung seiner Tochter ein wenig gestört. Hofer hatte darauf bestanden, daß der Uhrmacher Franz Kiesewetter als Zeuge fungieren sollte. Ein kleiner, unbekannter Uhrmacher? Das war dem auf strenge Formen so sehr bedachten Geheimrat nicht ganz angenehm . . . Aber er mußte sich fügen und war auch schließlich zufrieden.

Doch während die Gläser aneinander klangen und an das Ohr Erich Hofers fröhliche Worte drangen, die sein nunmehr erblühtes junges Glück feierten, gedachte er mit tiefer Wehmut des Mannes, der ihm die schwersten Stunden des Lebens brachte, und der er dennoch so lieb gewonnen hatte — dieses sonderbaren, mit Genie begabten, von verbrecherischen Leidenschaften gehetzten Mannes, den jetzt ein Grabhügel deckte.

Und auch der jungen, schönen Frau gedachte er, die einsam in ihrer luxuriösen Wohnung saß und trostlos weinte, weinte um den Mann, den sie so heiß und innig geliebt hatte, und der dahingegangen war, um nimmer . . nimmer wiederzukehren . . . . .

— Ende. —

Der kleine Perser.

Humoreske von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Perser, Karl mit Namen, war unser jüngster Verkäufer, zungenschnell, voller guter Einfälle, aber unglücklich im Verkaufen. Er studierte alle Modejournale, und wenn eine Dame sich von ihm etwas vorlegen ließ, dann wußte er natürlich alles besser, hatte den feinsten Geschmack und versicherte, wenn der Stoff nur etwas anders wäre, dann sähe die Komposition „totschik“ aus. Und die Stoffe, die er empfahl und zusammenstellte, hatten wir natürlich jedesmal nicht. Waren sie aber auf Lager, dann war sicher die Farbe dem Teint der Dame wenig „korrespondierend“. Wenn er mit der Sicherheit eines Modekünstlers die Stoffe beschrieb, dann leuchteten seine Augen; mit den Fingern raffte er die Falten, zeichnete die Linien in die Luft und erweckte so nach seinen Kunstwerken die Sehnsucht der Schönen, die sich dann dankend empfahlen und an ein erstes Modehaus schrieben. So zog er wohl eine Menge von Besucherinnen neu an; aber niemand kaufte je.

Endlich riß unserem Chef die Geduld, und er erklärte dem kleinen Karl rund heraus, er halte ihn für einen kompletten Esel. Man kann sich denken, wie da der kleine Held hochging. Er ein Esel? Ganz Paris, Wien, Leipzig und Berlin war in seiner Phantasie lebendig, alle Stoffe und Farbennuancen standen ihm im Geiste zu Gebote, ha, ganz anders als dem Herrn Helwig, der sicher vor dreißig Jahren in einem Manufakturwarenlädchen in Posemuckel gelernt hatte, und darum nichts verstand. Und der hatte ihn einen Esel genannt! Donner auch! —

„Das verbitt' ich mir!“

„Nun,“ hatte da Herr Helwig gesagt, „wenn Sie mir in den nächsten Tagen den Karton sogenannter persischer Schals verkaufen, er steht mir schon zwanzig Winter im Wege, dann nehme ich das Wort zurück. Ihrer Gewandtheit dürfte das nicht schwer fallen, und die Farben sind Ihnen sicher apart genug. Ich habe das „Gelump“ beim Kauf des Geschäftes mit übernehmen müssen.“

Sagte es und ging hinaus.

Der kleine Verkäufer besah sich die Schals. Auf den Biedermeierbildern sah man ähnliche die Schultern der Großmütter umhüllen. Philippi hatte seine Kaffeetanten und Zimmervermieterinnen mit solchen Schals gemalt. Und die sollte er verkaufen? Er biß auf die Zähne und ging aufgeregt und bleich im Laden auf und ab. Mich würdigte er keines Blickes.

Am folgenden Sonntag saß seine Flamme, ein Bügelmädchen aus der Unterstadt, im Konzert auf dem ersten Platz und trug — alle Welt war starr — ein Umhängetuch in den bizarrsten Farben. Sehr oft stand die Schöne mit den tiefen Augen vor Beginn des Konzerts auf und sah sich im Saal um, in den zwei Pausen aber wand sie sich gerade immer durch das dichteste Gedränge. Und am Montag legte der kleine Karl in aller Frühe schon einige der Altertümer im Schaufenster aus. Traf es sich, daß er einer ihm vornehm dünkenden Dame einen Stoff vorlegen durfte, dann kam er auf das entzückende Konzert zu sprechen und auf die Schönheit mit dem hochmodernen persischen Schal. „Eine überraschende Neuheit! — Ein erlesener Geschmack! — Wir haben bereits solche Stoffe und Farben, direkt über Wien! — In Paris soll man sich darum reißen!“ — Zunächst hatte das wenig Erfolg. Man ließ sich wohl einmal einige Muster zeigen; aber das war auch alles. Wer würde hier solche altmodischen Tücher kaufen?!

„Freilich nicht,“ sagte er dann mit einer etwas impertinent klingenden Stimme, „sie sind ja auch nach den eingehenden Studien erster Künstler für Kennerinnen, für Damen, entworfen.“

Nach weiteren drei Tagen wurde das erste Tuch verkauft. Und nun schien das Eis gebrochen. Stück um Stück ging hinaus. Verwunderlich war es mir nur dabei, daß man sie in aller Frühe oder während der Abenddämmerung durch Dienstmädchen holen ließ. Immer leitete sich der Kauf so ein: „Meine Herrschaft läßt fragen, ob Sie die hochmodernen persischen Künstlerschals führten?“

„In vorzüglicher Auswahl, meine Dame!“ war dann auch jedesmal die Antwort gewesen.

Acht Tage danach mußte unser Chef erklären, daß der kleine Karl kein Esel, sondern der geriebenste Verkäufer sei, den er kennen gelernt habe; denn er habe nie geglaubt, daß das alte „Glump“ noch zu verkaufen wäre. Die Erklärung, die mir Karl nachher gab, war verblüffend einfach. Er zeigte mir eine Anzeige in der Zeitung, welche lautete:

„Am Sonntag ging eine junge Dame in persischem Tuch vor mir aus dem Konzertsaal. Ich kann den Schal, um unliebsame Verwechslung in der seriös zu behandelnden Sache zu vermeiden, nur beschreiben, indem ich auf die Auslage bei Helwig jun. verweise. Diese Dame wird zum Ball am nächsten Sonntag gebeten. Erkennungszeichen: das seltene Tuch.

Ein Verehrer künstlerischen Geschmackes.“

Um den „Ball“ hat sich von uns niemand gekümmert, zudem Karls Geliebte nichts von einem „Schwoof“ wissen wollte. Er aber hieß seit jener Zeit der „kleine Perser“.

Das Armband.

Skizze von Michel Thivars.

(Nachdruck verboten.)

Zwölfeinhalb Uhr nachts. Durch die verlassene, von spärlichen Laternen schlecht erhellte Gartenstraße streben Herr und Frau Poule den heimischen Penaten zu, er — klein und dick, ein vollendeter Kürbis, sie — groß und hager, ein wandelnder Spargel. — Herr und Frau Poule kommen aus dem Theater, in dem sie ein blutrünstiges Schauerdrama gesehen haben: sechs Morde in fünf Akten. Herr und Frau Poule haben sich großartig amüsiert!

Nichtsdestoweniger sind beide jetzt von einem und demselben Wunsche beseelt: ach, wenn wir doch erst zu Hause wären!

Nicht ein einziges Fenster erleuchtet, nicht ein einziger Passant auf dem Trottoir; und dazu sehen die alten Häuser jetzt bei Nacht so finster und gespenstisch aus.

Die Temperatur erscheint ihm mit einmal so kühl (man schreibt den Monat Juli), daß er den Vorschlag macht, einen schnelleren Schritt anzuschlagen. Wie leicht kann man sich erkälten!

Frau Poule ist sofort einverstanden. Die beiden Gatten beschleunigen ihr Tempo. Der Spargel läuft, der Kürbis rollt. Nach fünf Minuten bleibt der Kürbis außer Atem stehen.

„Uff! . . . Man darf sich aber auch nicht in Schweiß bringen, sonst bekommt man die schönste Lungenentzündung!“

Er zieht sein Taschentuch hervor und trocknet sich die Stirn. Frau Poule dreht den Kopf auf dem langen Schwanenhalse bald nach rechts, bald nach links, während ihre Augen sich bemühen, das Dunkel der Nacht zu durchbohren. Plötzlich preßt sich ihre dürre Hand krampfhaft um den Arm ihres Gatten.

„Nestor! . . . Ein Mensch!“ haucht sie mit erstickter Stimme.

„Wo?“ fragt Poule, der infolge hochgradiger Kurzsichtigkeit keine zwanzig Schritte weit zu sehen vermag.

„Hinter uns . . . Er schleichcht an den Häusern entlang. Sicherlich ein Räuber!“

Von neuem zuckt Nestor die Achseln. „Du bist verrückt, Eugenie! . . . Das ist ein harmloser Passant wie wir.

Die beiden Gatten setzten in beschleunigtem Tempo ihren Weg fort, doch wendet Frau Poule alle Augenblicke ihren Kopf.

„Siehst du ihn noch?“ fragte Herr Poule.

„Immer noch . . . Er hält sich im Schatten . . . Jetzt bleibt er stehen . . . Er bückt sich . . . Er nähert sich einer Laterne . . . Er bleibt wieder stehen . . . Oh, Nestor!“

„Was?“

„In seiner Hand . . . Etwas Glänzendes . . . Ein Dolch!“

„Ein Do . . .“, stammelte Herr Poule

„Ein Dolch, jawohl!“ vollendet Frau Poule zähneklappernd. „Und das Gesicht! . . . Eine wahre Galgenphysiognomie!“

Herr Poule hat nicht Furcht. Aber er möchte um alles in der Welt nicht tollkühn sein!

Eine Querstraße öffnet sich vor ihnen. Es ist die Straße, in der sie wohnen. Sie stürzen hinein.

Frau Poule läuft, läuft . . . Von Furcht gejagt würde sie es mit jedem Schnelläufer aufnehmen, wenn nicht der kleine, dicke Poule wäre, der auf seinen kurzen Beinen schwitzend und keuchend neben ihr hertrottet.

Nach fünf Minuten bleibt Nestor, der für diese Art der Bewegung keineswegs trainiert ist, atemlos stehen, und gibt durch Zeichen zu erkennen, daß er nicht weiter kann.

In diesem Augenblick taucht an einer Straßenecke eine Gestalt auf.

„Da ist er!“

Erschreckt macht Frau Poule Miene, ihren Gatten loszulassen und davonzulaufen. Er aber will seine Gattin nicht im Stiche lassen; er klammert sich verzweifelnd an ihr Kleid.

Plötzlich ertönt in der Dunkelheit hinter ihnen eine Stimme:

„He! Sie da vorne! . . . Heda!“

Dann das Geräusch eiliger Tritte auf dem Trottoir. Der Räuber nimmt die Verfolgung seiner Opfer auf.

Das ist zuviel! Der in guter Ordnung von Herrn Poule begonnene Rückzug verwandelt sich in eine klägliche Flucht. Spargel und Kürbis laufen, als seien ihnen Flügel gewachsen. In einem panischen Galopp langen sie vor der Türe ihres Hauses an und ziehen, als wollten sie ihn abreißen, am Griff der Schelle.

Entsetzlich! Die Tür bleibt geschlossen . . . Der Portier hat einen festen Schlaf . . .

Da beginnen beide mit vereinten Kräften zu schreien: „Hilfe! . . . Räuber! . . . Mörder!“ — — —

Die nackten Füße in durchlöcherten Schuhen, den Kragen des alten Jacketts in die Höhe geschlagen, auf dem Kopf eine zerdrückte Mütze — so marschierte der arme Teufel die Straße entlang und dachte daran, daß er seit einem Tage nichts gegessen hatte, und daß es ihm am nächsten Tage allem Anschein nach nicht besser gehen würde. Seit zwei Monaten war Bourdon ohne Arbeit.

„Satte Bourgeois, die nach Hause gehen pennen,“ murmelte er. „Die haben's gut.“ Und philosophisch fügte er hinzu: „Es gibt Leute, die alle Tage essen können und Leute, die sich den Schmachtriemen stets enger ziehen müssen . . . Das muß wohl sein, damit die Erde nicht aus ihrer Bahn kommt.“

Plötzlich stieß sein durchlöcherter Schuh an etwas Hartes. Bourdon bückte sich, hob den Gegenstand auf und näherte sich einer Laterne, um seinen Fund zu prüfen.

„Ein Armband . . . aus massivstem Golde!“ murmelte er überrascht, das Kleinod betrachtend, das im Licht der Laterne verführerisch funkelte.

Einer ersten Eingebung folgend, wollte er „das Ding“ in die Tasche stecken. Wie würde er am nächsten Tage prassen, wenn er es verkauft haben würde! Aber sogleich erhob sich eine Stimme in ihm, die Stimme der Vernunft, und sprach:

„Verkaufen? Mit den Lumpen, die du auf dem Leibe hast? Du denkst doch wohl nicht im Ernst daran? Der erste Goldarbeiter, dem du es anbietest, wird dich als Dieb einsperren lassen.“

Plötzlich fiel sein Blick, der auf der Suche nach einer Idee umherirrte, auf Herrn und Frau Poule.

„Gefunden!“ frohlockte er. „Die große magere Frau da vorne mit dem kleinen dicken Mann hat das Armband verloren. Ich will es ihr wiedergeben, ganz einfach! Sie wird mir einen angemessenen Finderlohn zahlen. Das wird doch immerhin etwas sein!“

Gesagt, getan. Bourdon setzte sich von neuem in Bewegung, um das Ehepaar einzuholen. Dieses aber spürte absolut kein Verlangen, sich von ihm einholen zu lassen. Bourdon beschleunigte seinen Schritt. Herr und Frau Poule verdoppelten ihre Geschwindigkeit. Da rief Bourdon böse:

„He, Sie da vorne! . . . Heda!“

Wir wissen, welche Folgen dieser Anruf hatte. Die Poules jagten davon, als würden sie von Furien gehetzt. Das paßte Bourdon absolut nicht in den Kram. Wo blieb sein Finderlohn?

Und wütend machte er sich hinter die Flüchtigen her, die er auch ohne sonderliche Mühe erreichte. Aber als diese dann wie besessen um Hilfe zu brüllen begannen, stutzte Bourdon.

Die Polizei erschien im Laufschritt auf der Bildfläche in Gestalt von zwei Schutzleuten, die Bourdon am Kragen packten, während Frau Poule mit einem Schreckensschrei in Ohnmacht fiel, und Herr Poule hinter seiner Gattin verschanzt, mit seinem Regenschirm Löcher in die nächtliche Atmosphäre stieß.

Im Handumdrehen war Bourdon gefesselt und zur Wache gebracht. „Na, alter Sünder,“ bemerkte triumphierend der Kommissar, indem er ihm das Armband entriß, das Bourdon noch immer in der Hand hielt. „Sie können nichts leugnen. Das hier bricht Ihnen das Genick!“

„Ja, aber . . . mein Finderlohn . . .“ wollte Bourdon erklären.

Er konnte nicht vollenden. Die Tür der Zelle hatte sich bereits hinter ihm geschlossen. — — —

Heute läßt Herr Poule sich als Held bewundern.

In dem kleinen Café, das er jeden Nachmittag zwischen 5 und 7 Uhr zu besuchen pflegt, um vor dem Diner seine Partie Domino zu spielen, erzählt er unermüdlich, Tag für Tag, die einzelnen Phasen seines Kampfes mit einem bis an die Zähne bewaffneten Straßenräuber.

Und Bourdon? Er wurde natürlich verurteilt. Die Sache lag ja so klar! Was bedeuteten gegenüber der Tatsache, daß man im Augenblick der Verhaftung das Armband in seinen Händen fand, die lächerlichen Ausflüchte, mit denen er seine Unschuld dartun wollte? Er erhielt jedoch, da sein Strafregister noch völlig rein war, mildernde Umstände zugebilligt und kam mit vier Monaten Gefängnis davon. —